

John Katzenbach

# Der Reporter

Thriller

Aus dem Amerikanischen von  
Anke und Eberhard Kreuzer

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1982 unter dem Titel  
»In the Heat of the Summer« bei Ballantine, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Vollständig überarbeitete deutsche Neuausgabe Februar 2018  
Knaur Taschenbuch  
© 1983 John Katzenbach  
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Der Roman ist 1988 unter dem Titel »Das mörderische Paradies«  
bereits auf Deutsch erschienen.  
Redaktion: Viola Eigenberz  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: FinePic®, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-426-51884-7

2 4 5 3 1

*Für Maddy*



Das erste Opfer fand ein Jogger in der Nähe des dreizehnten Lochs.

Der unauffällige Mann mittleren Alters, der sich um sein Herz und seinen Bauchspeck sorgte, war Börsenmakler von Beruf, und während er seine Kunden rings um den Golfplatz drehte, kreisten seine Gedanken um Aktienoptionen. Der private Club lag in einer exklusiven Gegend mit manikürten Rasenflächen, hohen Pinien und ausladenden Palmen. Trotz der frühen Morgenstunde stiegen die Temperaturen rasch und unerbittlich. Dreimal hatte der Frühsportler bereits den Platz umrundet und dabei mehr an den Dow, seine Arbeit und seine Pläne für den freien Tag gedacht, als auf seine Schritte oder das vertraute Terrain zu achten. Als er jedoch im vollen Lauf die Hand hob, um sich den Schweiß aus den Augen zu wischen, bemerkte er im Halbschatten des Farns und Gestrüpps am Seitenstreifen etwas Buntes und dann eine Gestalt.

Zunächst lief der Börsenmakler auf dem kurz geschnittenen Rasen weiter, doch bei seiner nächsten Runde um den Platz ließ ihm die Frage keine Ruhe, was er im Gebüsch erspäht haben mochte. Als er nun bei seiner vierten und letzten Runde erneut dem dreizehnten Loch näher kam, drosselte er sein Tempo, um sich dieses Etwas genauer anzusehen, und erst jetzt spürte er die Hitze und die Sonne, die wie eine Lampe über dem Golfplatz hing. Diesmal erhaschte er einen Blick auf Haut und blondes Haar. Er blieb stehen, holte tief Luft und arbeitete sich durch das dichte Gebüsch zu der Leiche

vor. »Oh, mein Gott«, entfuhr es ihm, auch wenn ihn niemand hören konnte. Als ihm gedämmert sei, was er vor sich hatte, so erzählte er mir später, sei ihm für einen Moment die Luft weggeblieben und er habe sich vor Schreck nicht rühren können. In seinem ganzen Leben habe er noch kein Mordopfer gesehen, fügte er hinzu. Ein, zwei Minuten lang habe er in einer Mischung aus Entsetzen und Faszination verharret, dann erst habe er sich losreißen und mit rasendem Puls zum nächsten Haus laufen können, um seinen grausigen Fund der Polizei zu melden.

Das Opfer war ein junges Mädchen. Es sollte eine Weile dauern, bis ich begriff, dass aus diesem Leichenfund auf dem Golfplatz die größte Story meines Lebens werden würde. An diesem Morgen jedenfalls sagte mir kein sechster Sinn, wie unentrinnbar ich in diese Geschichte hineingezogen würde, bis von meiner professionellen Distanz nichts mehr übrig blieb. Die Ereignisse nahmen während der alljährlichen Hurrikansaison ihren Lauf, genauer gesagt im Juli, der Zeit der ersten heftigen Sommergewitter – in Miami die unerträglichste Wetterlage überhaupt. Die Straßen der Stadt glühten unter der Tropensonne wie unter einem Scheinwerferlicht; es fand sich kein schattiger Winkel, nur reglose, drückend heiße Luft.

So wie Sturm und Wolken über dem Meer gewann auch diese Story unaufhaltsam an Fahrt. Ich weiß noch genau, dass sich in der Karibik ein mächtiges Sturmtief zusammenbraute. Entstanden über den Gewässern vor Afrika, war es mit den Luftströmungen über die Weite des Ozeans getrieben und versetzte als eine Urgewalt aus Wind und Regen die Küste des Sonnenstaats in höchste Alarmbereitschaft. Der Wetterdienst hatte das Sturmtief »Amy« getauft – wie sich bald zeigen sollte, auch der Name des Opfers.

An der Rückwand der Redaktion hing eine große Wetterkarte, auf der während der Hurrikansaison der jeweilige Verlauf sämtlicher Stürme markiert wurde. Es gehörte zum täglichen Brot der Lokalreporter, diese Entwicklungen zu verfolgen. Routiniert überprüften wir Richtung und Geschwindigkeit, taxierten die Gefahrenstufe, analysierten die neuesten Satellitenfotos. Die Aufnahme jenes Sturmtiefs, so erinnere ich mich, zeigte eine diffuse graue Wolkenmasse über der Karibik, und die Halbinsel Florida schien den Sturm wie ein langer Zeigefinger herzulocken. Wie gebannt suchten wir auf den Bildern nach den kleinsten Hinweisen auf einen handfesten Hurrikan, der mit zerstörerischer Wucht über die Stadt hereinzubrechen drohte.

An der Wand neben der Wetterkarte hing, als Mahnung an die Belegschaft des *Journal* zu steter Wachsamkeit, ein vergilbtes, ausgefranztes Foto vom Hurrikan des Jahres 1939, Kategorie drei, mit einer Windstärke um hundertfünfundzwanzig Meilen. Auf dem Bild war eine riesige Palme zu sehen, deren Stamm sich unter dem Orkan flach zur Erde bog. Im Hintergrund sah man eine fast vier Meter hohe Wasserwand, die über Miami Beach und die Bucht hereingebrochen und erst auf dem Biscayne Boulevard im Zentrum verebbt war.

Zwischen der Naturgewalt eines solchen Hurrikans und den Morden, um die sich meine Reportage drehte, gab es durchaus Vergleichsmomente, denn was sich an einem entlegenen Ort zusammengebraut hatte, brach in diesem denkwürdigen Sommer mit unerwarteter Wucht über die Stadt herein. Ich werde nie vergessen, wie wir am Tag des ersten Mordes, dem Unabhängigkeitstag, ein Jahr vor der Zweihundertjahrfeier, dem Jahr nach der Abdankung von Präsident Nixon, nichts anderes als diesen ersten gewaltigen Orkan im Sinn hatten,

der aus den warmen karibischen Gewässern stündlich mehr Kraft zu saugen schien. In der Redaktion jedenfalls gab es kein anderes Thema. Ein Jahrhunderthurrikan der mörderischen Kategorie fünf schien auf die Metropole zuzurasen, und so wurden die Schlagzeilen von Spekulationen über das mögliche Ausmaß der Verwüstung beherrscht. Sie sei schon lange überfällig, eine solche Jahrhundertkatastrophe, unkten die alten Hasen in der Redaktion, und die düstere Gewissheit machte sich breit, dass diese graue Masse aus Wind und Regen zweitausend Meilen vor der Küste unser Schicksal war. Wir sollten uns irren, denn der Orkan kam nie bis Miami, sondern drehte ab und fegte stattdessen über die Küste Mittelamerikas hinweg, wo er viele Todesopfer forderte und ganze Landstriche verwüstete. Doch das zeigte sich erst einige Wochen später. Anfang Juli jedenfalls toste der Jahrhundertorkan noch so heftig in unseren Köpfen, dass wir etwas begriffsstutzig waren, als der eigentliche Sturm dieser Saison Miami mit aller Härte traf.

An jenem 4. Juli, dem Unabhängigkeitstag, ging ich schon früh ins Büro. Es war mein erster Arbeitstag nach der Beerdigung meines Onkels. Natürlich hätte ich am Feiertag zu Hause bleiben können, doch ich wollte die Bilder der Trauerfeier aus dem Kopf verbannen. In meiner Erinnerung fließen die beiden Ereignisse – der Mädchenmord und der Selbstmord meines Onkels – längst wie Szenen aus ein und demselben Drama ineinander, obwohl sie mehrere Tage und mehrere Hundert Meilen auseinanderlagen. So früh morgens, noch dazu am Nationalfeiertag, war die Redaktion nur spärlich besetzt. Ich schaute in mein Postfach – es war leer – und überflog die Morgenausgabe der *Miami Post*. An meinem Schreibtisch überlegte ich, ob ich Christine anrufen und ihr Bescheid geben sollte, dass ich wieder zu Hause sei, doch

wahrscheinlich war sie schon im OP und reichte den Ärzten Tupfer, Klemmen und Skalpelle, während sie ein weiteres Krebsgeschwür entfernten. Der Anruf musste warten, wir konnten am Abend zusammen essen gehen. Ich schlug die Sportseite mit den Baseballergebnissen auf, doch in diesem Moment fiel mein Blick auf Nolan, den Lokalredakteur.

Nolan war ein kräftiger Mann, gut eins fünfundachtzig groß, der mit seiner charakteristischen gebeugten Haltung breiter und behäbiger wirkte, als er war. Die Aussicht auf eine große Story allerdings richtete ihn jedes Mal sichtlich auf; dann wirkte er drahtig, dynamisch und hoch konzentriert; seine joviale Umgänglichkeit wich generalstabsmäßiger Kürze. Die Redakteure liebten und schätzten ihn wegen seiner Fähigkeit, im fließenden Übergang zwischen launiger Witzelei und straffer Organisation zu wechseln.

Gegenwärtig saß er an einem Tisch im Großraumbüro und sprach lebhaft ins Telefon. Er machte sich ein paar Notizen, legte mit einer schwungvollen, zufriedenen Geste den Hörer auf und ließ im selben Moment den Blick über die Tischreihen schweifen, um zu sehen, wer schon da war. Unsere Blicke trafen sich, er stand auf, kam herüber und zog sich einen Stuhl heran.

»Hab heute gar nicht mit Ihnen gerechnet«, sagte er. »Wie war's?« Seine dunkle Mähne fiel ihm in einer Schmachlocke in die Stirn und wippte nachdrücklich bei jedem Wort.

»Erwartungsgemäß. Tränen. Viel Gerede über ein zu früh geendetes Leben, Gottes unergründlichen Ratschluss, einen Ort, an dem er es besser hat.«

»Muss hart gewesen sein.«

»Kann man so sagen.«

»Und? Kommen Sie klar?«

»Ich bin hier.« Ich verzog das Gesicht zu einem wehmütigen

Lächeln. »Journalist, Baujahr 1955, einige Meilen auf dem Tacho, aber läuft wie geschmiert.«

»Schon verstanden«, erwiderte er. »In Stimmung für eine gute Story? Oder lassen Sie's die ersten Tage lieber langsam angehen?«

»Eine Story! Für eine Story würde ich alles geben.«

»Wie wär's mit einem Mord?«

»Ich habe eine Tötungshemmung.«

»Sehr witzig.«

»Tut mir leid«, beeilte ich mich zu sagen. »Galgenhumor.«

Nolan runzelte die Stirn und sah mich eindringlich an. »Also, meinetwegen«, sagte er schließlich. »Ich kann Sie verstehen. Zum Feierabend auf ein Bier, falls Sie drüber reden wollen? ... Oder auch, wenn Sie nicht drüber reden wollen.«

Ich musste lachen, und er verzog das Gesicht zu einem Grinsen.

»Aber zuerst mal ein Mord«, kam er wieder zur Sache. »Ein sauberer, grausamer Mord, der die Polizei auf Trab bringt und in der Saure-Gurken-Zeit für Schlagzeilen sorgt.«

»Was haben wir?«

»Junges Mädchen. Wahrscheinlich aus wohlhabendem Hause. Ihre Leiche wurde eben erst drüben auf dem Gelände des Riviera Golf Club gefunden.«

»So weit, so gut«, erwiderte ich. »Was noch?«

»Nichts weiter. Sie erinnern sich an diesen Lieutenant beim Morddezernat? Bei dem ich was guthabe, weil wir bei dem Entführungsfall damals dichtgehalten haben? Also, der rief eben an. Hat gerade erst seine Leute da rausgeschickt. Im Moment wissen die auch nur den Leichenfundort und dass es sich bei der Toten um ein junges Mädchen handelt. Könnte sich lohnen. Jedenfalls darf sich unser Lieutenant getrost noch eine Weile revanchieren.«

»Wurde sie vergewaltigt?«

»Keine Ahnung. Am besten schnappen Sie sich einen Fotografen, fahren da raus und machen sich selbst ein Bild. Melden Sie sich über Funk, sobald Sie Näheres wissen.«

»Geht klar«, sagte ich, nahm ein Notizbuch von dem Stapel auf meinem Schreibtisch und war schon auf dem Weg zur Bildredaktion.

»Hören Sie«, rief mir Nolan hinterher. »Haben Sie Ihrem Onkel nahegestanden?«

»Als ich klein war«, erwiderte ich, »ein bisschen.«

Andrew Porter liebte es, seinen großen Wagen mit einer Hand um die Ecken zu manövrieren. Mit der anderen deutete er auf den frühmorgendlichen Verkehr – größtenteils junge Leute, die zu den Stränden wollten, nicht wenige mit einem Boot auf dem Anhänger, kein Wunder, dass es Richtung Autobahnkreuz MacArthur Causeway und Key Biscayne nur stockend voranging. Wir fuhren so zügig in die entgegengesetzte Richtung, dass die Gesichter in den wartenden Autos an mir vorüberflogen. Dabei erging sich der Fotograf neben mir endlos in der Schilderung eines früheren Mordfalls aus seinem reichen beruflichen Erfahrungsschatz. Seine monotone Stimme vermischte sich mit dem Motorengeräusch und dem Gebläse der Klimaanlage. Auf halber Fahrt registrierte ich, wie er sich, eine Hand locker am Lenkrad, mit der anderen die Kamera auf dem Schoß platzierte und einen Film einlegte. »Hab ich mal mit über neunzig Meilen auf der Route 441 gemacht. Wilde Verfolgungsjagd, paar Jungs in einem gestohlenen Fahrzeug. Hatte gar keine Zeit, mir in die Hosen zu machen.« Er lachte.

Ich musste unwillkürlich daran denken, wie lange die Wagenkolonne von der Kirche zum Friedhof gebraucht hatte. Ich

sah den Leichenwagen vor mir, wie er langsam um eine Ecke bog, und dicht dahinter den schwarzen Cadillac mit meinem Vater und seiner Schwägerin. Den ganzen Morgen hatte es geregnet, und die Scheibenwischer spielten einen gedämpften Trauermarsch. Mir dröhnten noch die Orgelklänge der »Marine Corps Hymn« in den Ohren, die Kadenz übermächtig und erdrückend, wenn sie zum Gedenken an die Toten in feierlich getragendem Tempo angestimmt wird. Mit der Fahne auf dem Sarg hatte ich nicht gerechnet; die Farben erschienen mir unangemessen schrill an diesem grauen Tag im Dämmerlicht der Kirche.

»Erhöre unsere Gebete, o Herr«, sprach der Priester, »für unseren geliebten Mitbruder Lewis Anderson, und gewähre seiner Seele den Frieden im Himmel, den er sich auf Erden ersehnte ...«

»Frieden«, war der einzige Gedanke, den ich fassen konnte, das Gegenteil von Krieg.

Mein Onkel, ein Hüne von einem Mann – muskelbepackte Arme, einen Brustkorb wie ein Ritterschild. Seit ich denken konnte, hatte er mit ungewöhnlich tiefer Stimme und diesem etwas bedrohlich angespannten Unterton gesprochen, und wenn er mich mit seinem gesunden Auge ins Visier nahm, lief es mir kalt den Rücken herunter.

Sein rechtes Auge hatte er auf Iwo Jima, »auf halbem Wege nach Suribachi«, eingebüßt, kurz bevor sie die Fahne hissten. Unter dem Schock und einer hohen Dosis Morphium hatte er einen Moment zu spät begriffen, was vor sich ging. Einmal erzählte er mir, was für ein seltsames Gefühl das sei, ein Auge zu verlieren – zuerst habe er geglaubt zu sterben, dann sei ihm der absurde Gedanke gekommen, das passiere nicht etwa ihm, sondern einem anderen.

Obwohl er merkte, dass er blutete, und der Schmerz ihn wie

eine Explosion traf, hielt er unbeirrbar daran fest: nicht er. Nicht in diesem Moment. Jemand anders hatte es erwischt. Als Junge bekam ich von ihm Geschenke. Bücher über das Marine Corps; die Nachbildung eines Ordens, ein Purple Heart; eine japanische Flagge mit der aufgehenden Sonne, Kriegsbeutestück von Tarawa. Einmal schenkte er mir zu Weihnachten ein langes, gekrümmtes Jagdmesser in einer teuren Lederscheide. »Das wird sich mal als nützlich erweisen«, sagte er. Jahrelang sollte es meine Kommode zieren. »Wenn du mal was brauchst, egal was, weißt du hoffentlich, an wen du dich wenden kannst.«

Ich bin nie auf sein Angebot zurückgekommen.

Danach las der Pastor aus Ekklesiastes die bekannte Stelle: »Ein Jegliches hat seine Zeit.« Feierlich hallte es vom Deckengewölbe der Kirche wider.

Er und seine Frau waren in meiner Kindheit und Jugend aus den üblichen Feiertagen nicht wegzudenken: Thanksgiving, Weihnachten, manchmal zu einem Geburtstag ... immer, wenn besonders viel los war. Sie hatten keine eigenen Kinder, ich habe nie erfahren, wieso.

Und wenn der Tag zur Neige ging, trank er zu viel. Ich konnte zusehen, wie er sich im Lauf der Stunden immer wieder das Glas auffüllte und es in kleinen Schlucken leerte, den ganzen Abend lang; und wie er immer weniger mitbekam, während er den Trauermarsch des Marine Corps leise vor sich hin summt; wie sich sein gesundes Auge trübte, während sein künstliches weit geöffnet war.

Nachts schrie er manchmal im Schlaf.

Nach der Lesung herrschte eine Weile Schweigen, dann trat mein Vater an den Altar. »1941 zog mein Bruder in den Krieg«, sagte er. Ich hörte aufmerksam zu. »Ich frage mich, ob er je zurückgekehrt ist ...«

Wir schieben es auf den Krieg, dachte ich. Auf Iwo Jima. Wo er mehr als sein Auge verloren hat. Ich hob die Hand und hielt mir die Augen zu, während ich die Stimme meines Vaters mal lauter, mal leiser durch das Kirchenschiff hallen hörte.

Am Telefon hatte er sich an die nüchternen Fakten gehalten. »Dein Onkel hat sich das Leben genommen. Es tut mir leid, dass ich dir das sagen muss.«

»Wie kam es dazu?«, wollte ich wissen. Typisch Journalist.

»Es war nichts Besonderes vorgefallen. Tatsächlich hatte er sogar gerade ein Stellenangebot von einer Universität im Süden auf dem Tisch. Fundraising, organisatorische Leitung des Lehrangebots – wie für ihn geschaffen.«

»Hatte er getrunken?«

»Deine Tante sagt, nein. Offenbar war er nüchtern, aber er hatte mal wieder die alten Tagebücher aus seiner Zeit bei den Marines herausgekratzt. Ohne ein Wort ist er dann wohl nach oben gegangen und hat eine Pistole aus seinem Arbeitszimmer geholt. Eine Sport-Pistole Kaliber .22, die er in der Schublade hatte. Damit ist er ins Badezimmer gegangen, hat die Tür zugemacht und sich erschossen.«

»Kein Abschiedsbrief oder irgendwas in der Art?«

»Nein, nichts.«

»Tut mir wirklich leid für dich.« Ich suchte nach Worten.

»Irgendwie ist es auch eine Erleichterung. Er war schon so lange ein kreuzunglücklicher Mensch.«

»Wieso?«

»Wer weiß?«

Natürlich weißt du, weshalb, dachte ich, wer sollte es wissen, wenn nicht du?

Mein Vater endete, und der Organist schlug die ersten Akkorde der Hymne der Marines an: »Von den Hallen Monte-

zumal ...« Wohin? Hierher. In eine Kirche, ins Grab. Eine Ehrengarde trug den Sarg nach draußen, wo der Leichenwagen wartete. *Semper Fidelis*. Ich folgte ihnen nach draußen. Sie schoben den Sarg hinein und traten zurück. Ihre Bewegungen waren zackig und geübt. Militärischer Drill, übertriebener Pomp. Meine Tante weinte, die Augen meines Vaters blieben trocken. Vor der Kirche regelte er den Verkehr, so dass wir alle in unserer Wagenkolonne zum Friedhof fahren konnten.

Die Andacht auf dem Friedhof war schneller vorbei, als ich vermutet hätte. Wieder las der Geistliche – das Übliche: Asche zu Asche, Staub zu Staub. Ich hörte nicht zu, sondern beobachtete die Gesichter der Leute, die gekommen waren. Und spähte zu meinem Bruder hinüber. Wie würde ich mich wohl fühlen, überlegte ich, wenn er so plötzlich stürbe? Der Regen prasselte auf die Plane über der offenen Gruft. Ein wenig abseits warteten geduldig die Totengräber. Wer auf einem Friedhof arbeitete, lernte gewiss, sich in Geduld zu fassen. Und dann war das Begräbnis vorbei. Wir schüttelten Hände und murmelten Beileid. Ich fand meinen Vater. »Ich muss nach Hause«, sagte ich.

»Bei deiner Tante gibt es noch zu essen und zu trinken. Es wäre schön, wenn du dabei sein könntest.«

»Ich kann wirklich nicht bleiben«, bekräftigte ich. »Ich will den Flieger heute Nachmittag erwischen. Ich nehme mir ein Taxi.«

»Na gut«, sagte er und drehte sich um.

Ich dachte an den Hurrikan vor Venezuela und stellte mir vor, wie der Wind mit zunehmender Geschwindigkeit um die eigene Achse wirbelte, in immer engeren konzentrischen Kreisen. Ich wollte nichts verpassen.

»Da ist es«, rief Porter aufgeregt.

Durch die Windschutzscheibe sah ich am Straßenrand ein halbes Dutzend Streifenwagen, deren Blaulichter in der Sonne blitzten. Nicht weit davon drängte sich eine Traube Schaulustiger auf dem Rasen einer großen, hochherrschaftlichen Villa. Ich entdeckte das gelbe Fahrzeug des Gerichtsmediziners und einen grün-weißen Kombi der Spurensicherung. Wir parkten hinter dem ersten Streifenwagen. »Wer sagt's denn! Wir sind die Ersten, weit und breit keine Fernsehkamera in Sicht!« Porter hatte schon eine Kamera umgehängt und hantierte mit der zweiten. »Auf geht's«, drängte er, »bevor sie uns die Sicht versperren.« Damit sprang er aus dem Auto und sprintete auf dem kurz geschorenen Rasenstreifen davon. In einigem Abstand kam ich im Laufschrift hinterher. Am dreizehnten Loch schnauzte uns ein uniformierter Polizist an: »Halt! Nicht weiter!« Er kam auf uns zu. »Das ist nah genug.«

»Von hier aus krieg ich nichts scharf genug vor die Linse«, protestierte Porter. »Nur ein bisschen näher. Keine Sorge, ich fotografiere nichts, was Sie nicht fotografiert haben wollen.« Der Polizist schüttelte den Kopf. Ich schaltete mich ein.

»Wer leitet die Untersuchung?«

»Detective Martinez«, antwortete er. »Und Detective Wilson. Reden Sie mit denen, sobald sie fertig sind. Bis dahin warten Sie hier.« Er kehrte uns den Rücken.

»Ich lauf mal da rüber«, sagte Porter und deutete auf das Gestrüpp. »Da habe ich bessere Sicht.« Möglichst unauffällig schlich sich Porter davon. Als ich sah, wie einer der Detectives in meine Richtung blickte, winkte ich ihm zu, und er kam herüber.

»Wie geht's, Martinez?«, fragte ich. »Womit haben wir's zu tun?«

»Ganze Weile her, seit wir uns das letzte Mal gesehen haben«, begrüßte mich der Mann vom Morddezernat. »Dieser Prozess im März, stimmt's?«

Mir fiel wieder ein, dass er bei dem Mordprozess gegen einen Teenager als Kronzeuge ausgesagt hatte. Dem Jungen wurde zur Last gelegt, einen Touristen getötet zu haben, der ihn nach dem Weg gefragt hatte. Der Fall hatte großes Aufsehen erregt, und als der Verteidiger geltend machte, an der Unzurechnungsfähigkeit seines Mandanten sei das Leben im Getto schuld, kochten die Emotionen über. Das war einmal eine originelle Verteidigungsstrategie. Die Geschworenen hatten zwei Stunden beraten, bevor sie das Argument abschmetteten. In der Redaktion fanden sie es alle ziemlich gewitzt.

»Gab einfach keine hochkarätigen Verbrechen.«

Martinez lachte müde. »Klar, nur die üblichen Morde, Vergewaltigungen und Raubüberfälle. Nicht die Druckerschwärze wert, wie?«

»Wie könnte ich Ihnen widersprechen. Aber sagen Sie's mir. Fällt das hier aus der Reihe?«

Er sah mich an. »Scheußlich«, sagte er. »Junges Mädchen, wahrscheinlich sechzehn oder siebzehn – bis jetzt haben wir sie nur von hinten gesehen. Dr. Smith ist da, aber er hat sie noch nicht umgedreht. Wie's aussieht, wurde sie mit einer großkalibrigen Handfeuerwaffe in den Hinterkopf getroffen. Einer Magnum Special vielleicht. Auf jeden Fall mit einer üblen Kanone. Es hat ihr den halben Hinterkopf weggerissen.« Ich hatte mein Notizbuch zur Hand und schrieb mit. Der Detective sah mich einen Moment schweigend an, bevor er fortfuhr: »Verflucht, man fühlt sich so mies, wenn es ein so junges Ding erwischt.«

Diese Bemerkung hielt ich im Wortlaut fest.

»Da ist übrigens eine merkwürdige Sache, aber das dürft ihr vorläufig noch nicht bringen.«

»Das wäre?«

»Vertraulich, klar?« Er hob das Kinn.

»Schon gut, schon gut. Also, was ist merkwürdig?«

»Ihr waren die Hände auf dem Rücken gefesselt. So einen Mord habe ich zuletzt« – er überlegte einen Moment – »bei diesem Gangster gesehen, diesem Spieler, den wir draußen in den Glades gefunden haben. Erinnern Sie sich?«

»Sie meinen einen sogenannten Hinrichtungsmord?«

Er lachte trocken. »Richtig. Und jetzt frage ich Sie: Aus welchem Grund sollte ein Teenager hingerichtet werden?«

»Wurde sie vergewaltigt?«

»Können wir noch nicht sagen, aber sie hat noch alle Kleider am Leib, vollständig, nichts zerrissen. Also wohl eher nicht«, sagte er.

»Was hat sie an?«

»Jeans. T-Shirt. Sandalen. Was ein Teenager eben so trägt.« Er sah auf und stöhnte. »Gütiger Himmel«, sagte er, »da kommt Ihre ganze Meute angelaufen.« Ich blickte über die Schulter. Die Fernseh-Crews waren eingetroffen, jede mit Tontechniker, Reporter und Kameramann. »Hören Sie«, sagte Martinez, »melden Sie sich nachher noch mal bei mir. Bis dahin quetschen Sie den Arzt aus und reden Sie mit dem Burschen da drüben, dem in Shorts. Der hat die Leiche gefunden. Reden Sie mit ihm. Ach, noch was.«

»Ja?«

»Sprechen Sie möglichst mit mir. Wilson hat selbst eine Tochter in dem Alter, dem liegen jetzt schon die Nerven blank.«

»Geht in Ordnung. Ach, hatte sie Papiere dabei?«

»Später«, erwiderte der Detective und eilte über den Golfplatz zurück.

Als die Fernsehleute in Scharen einfielen, kamen eine Reihe Polizisten, die bis jetzt im Unterholz und Gestrüpp herumgestochert hatten, heraus, um sie auf Abstand zu halten. Sie gaben sich damit zufrieden, die Szene aus einiger Entfernung zu filmen, während die Beamten wie eine Schar Statisten erneut den Tatort weiträumig absuchten. Unterdessen kehrte ich zu unserem Wagen zurück und rief über Funk in der Lokalredaktion an. Zuerst meldete sich eine Sekretärin, doch Sekunden später schnarrte Nolans Stimme aus dem Lautsprecher. »Und? Was haben Sie für mich?«

»Verspricht, interessant zu werden«, antwortete ich. »Möglicherweise eine Entführung. Vielleicht. Jedenfalls ziemlich bizarr. Dem Mädchen waren die Hände im Rücken gefesselt. Sie wurde wie bei einer Hinrichtung erschossen. Aber das dürfen wir noch nicht bringen, vorerst jedenfalls.«

»Gute Bilder?«

»Denke schon. Porter ist mit einem ansehnlichen Teleobjektiv im Gebüsch. Hier laufen eine Menge Cops rum, die das Gelände durchkämmen.«

»Lässt sich hören. Besser als ein Foto von der Nationalfeiertagsparade, das wir auf der Titelseite bringen wollten.«

»Hören Sie, könnte wohl jemand was für mich erledigen?«

»Was denn? Alles, was in unserer Macht steht.«

»Jemand soll bei der zentralen Meldestelle für vermisste Personen anrufen, und bei den örtlichen Polizeidienststellen. Ich möchte wissen, ob gestern Abend oder Nacht jemand aus Coral Gables ein junges Mädchen als vermisst gemeldet hat. Nur so ein Gedanke.«

»Guter Gedanke. Ich setz jemanden dran, bevor die Cops auf die gleiche zündende Idee kommen. Bis später.«

Ich hängte das Funkgerät ein und stieg wieder aus. Der Schweiß klebte mir in den Achseln, und über mir nicht der

Hauch einer Schatten verheißenden Wolke – nur Sonne, blauer Himmel und sengende Hitze. Ich machte mich auf die Suche nach dem Mann, der die Leiche gefunden hatte.

Er wartete neben einem der Streifenwagen. Ich stellte mich vor, und er bekannte sich als treuer Leser des *Journal*. Der Mann war klein und gedrungen, mit republikanisch kurz geschnittenem Haar.

»So was passiert mir zum ersten Mal. Selbst bei der Army damals, 1954, ist mir so etwas erspart geblieben.«

»Wie genau kam es dazu, dass Sie die Tote gefunden haben?«, fragte ich und schrieb seine Aussage mit. Der Mann war aufgewühlt und doch artikuliert, ideal, um die Story mit Details zu unterfüttern.

»Ihre Arme werde ich nie vergessen. Sie waren so dünn, Kinderarme. Und auf dem Rücken gefesselt, aber nicht straff, als ob der Mörder ihr nicht wehtun wollte. Ich meine, man würde doch erwarten, dass er sie ihr brutal verrenkt.« Unwillkürlich riss er die Schultern zurück und presste die Arme eng an den Rücken. »Sehen Sie? Aber so war es nicht.« Ich hielt alles fest.

»Ich hab sie mir genau angesehen. Es hatte fast den Anschein, als ruhte sie sich nur aus, auch wenn ihr natürlich der halbe Schädel fehlte.« Er schluckte. »Das klingt gefühllos, oder? Ich weiß auch nicht, was mit mir los war. Ich stand da, starrte sie an und registrierte im Kopf sämtliche Details: wie sie lag, wie ihr Kopf auf dem Boden ruhte, das blutverklebte Haar. Blondes Haar. Ich hab das schon alles dem Detective erzählt; kurz und bündig, die nüchternen Fakten. Und wissen Sie was? Auf einmal musste ich mich dahinten im Gebüsch übergeben. Sie kriegen vermutlich jede Menge Leichen zu Gesicht, jede Menge Morde.«

»Einige, ja. Sagen Sie, was sind Sie von Beruf?«

Als er mir seine Lebensgeschichte erzählte, hörte ich nur mit halbem Ohr zu. Er sprach vom Joggen, seiner gewohnten Strecke, der morgendlichen Hitze und merkte an, dass er mindestens dreimal an ihr vorbeigelaufen sein musste. »Meine eigenen Kinder sind jünger.«

»Können wir ein Foto von Ihnen machen?«

»Besser nicht«, sagte er nach kurzem Zögern. »Und müssen Sie mich unbedingt namentlich erwähnen?«

»Ja, auf jeden Fall«, bestätigte ich. »Keine Frage.«

»Also, mir ist nicht wohl dabei. Schätze, ich kann erst wieder ruhig schlafen, wenn sie den Kerl geschnappt haben.«

»Da würde ich mir keine Sorgen machen«, sagte ich.

»Und wieso?«

»Na ja, ich nehme mal an, ein Bursche, dem es einen Kick verschafft, junge Mädchen zu fesseln und zu töten, hat es kaum auf einen erwachsenen Mann abgesehen.«

Er nickte. »Eins würde ich Ihnen allerdings raten«, fügte ich hinzu. »Ich an Ihrer Stelle würde einen großen Bogen um die Fernseh-Crews machen, sonst sind Sie nämlich ab sofort auf sämtlichen Kanälen.«

»Danke«, sagte er, »werd mich dran halten.« Als ich ging, sah ich noch, wie er neben der Straße im Gebüsch verschwand. Ich gesellte mich zu Porter, der bei unserem Wagen stand und über Funk mit der Fotoredaktion sprach.

»Ich hab den Burschen, mit dem du eben gesprochen hast, im Kasten«, sagte er, als er mich sah. »Ist zwar mit Teleobjektiv, müsste aber ganz gut rauskommen. Meinst du, ich krieg noch eine Nahaufnahme von ihm?«

»Vergiss es. Abgesehen davon, dass du ihm damit die Fernsehhaie auf den Leib hetzen würdest.«

»Meinetwegen«, lenkte er ein. »Warten wir wenigstens noch, bis sie die Tote abtransportieren – den Leichensack auf der

Trage, so was lieben die in der Redaktion. Wie in Vietnam, ein schwarzer Sack mit Reißverschluss. Was wären wir ohne die Technik?»

»Du bist ein Zyniker.«

»Wer ist das nicht in unserem Metier?«

Wir warteten im Schatten der Bäume am Straßenrand und sahen der Polizei bei der Arbeit zu. Nicht lange, und sie rollten die Tragbahre heran. »Da kommt mein Schnappschuss.« Im selben Moment geriet die Meute der Fernsehteams in Bewegung. Kaum traten die Leute vom Rettungsdienst mit der Leiche aus dem Gebüsch, liefen sie in einem hektischen Gedränge neben ihnen her. Ich beobachtete, wie der Sack ins Heck des Krankenwagens geschoben wurde, und registrierte Porter in der Traube der TV-Kollegen, wo er im Schnellfeuer Fotos schoss. Als sich unsere Blicke trafen, deutete er grinsend auf sein Sujet. Ich sah, wie der Gerichtsmediziner über den Fairway kam, und trat in die Sonne, um ihn abzufangen. Er zündete sich gerade eine Pfeife an, als ich ihn erreichte. »Wie ist der Stand der Dinge?«, fragte ich ihn.

»Bevor ich sie auf dem Tisch habe, wissen wir herzlich wenig. Sieht nach einer großkalibrigen Handfeuerwaffe aus. Wahrscheinlich nur ein einziger Schuss aus nächster Nähe, vielleicht dreißig, vierzig Zentimeter.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Aus den Einblutungen und Pulverrückständen um die Wunde. Unter dem Mikroskop kann ich es besser einschätzen. Vorerst kann ich nur raten – darin bin ich allerdings ganz gut.«

»Hinweise auf sexuellen Missbrauch?«

»Erstaunlicherweise nicht. Schon seltsam, nicht wahr? Ich meine, läge nahe bei einem jungen Mädchen.«

»Können Sie mir sagen, womit ihre Hände gefesselt waren?«

»Nein, eigentlich nicht. Die Jungs von der Spurensicherung haben den Strick mitgenommen.«

»Sind Sie sicher, dass sie hier erschossen und nicht erst hinterher hier entsorgt wurde?«

»Allerdings. Ich habe auf Palmwedeln in der Nähe Blut- und Gewebespritzer gefunden.«

»Schon irgendwelche Theorien? Ein paar gute Vermutungen?«

Der Doktor lachte. »Bestimmt entweder ein eifersüchtiger Freund oder ein sexbesessener Stiefvater. Für euch in beiden Fällen ein gefundenes Fressen.«

Ich ignorierte den Sarkasmus. Der Arzt paffte an seiner Pfeife, und das Tabakaroma vermischte sich mit dem Duft nach frisch gemähtem Gras. »Schon eine Ahnung, wer das Mädchen ist?«

»Das müssen Sie die Detectives fragen«, antwortete er. »Rufen Sie mich an, wenn ich mit der Obduktion fertig bin. Sie hat erste Priorität. Schätze, ich werde am frühen Nachmittag so weit sein.«

»In Ordnung, ich melde mich dann.« Neben ihrem nicht gekennzeichneten Fahrzeug standen unterdessen Martinez und sein Partner Wilson und hielten die Fernsehreporter in Schach. Ich ging hinüber, um mir anzuhören, was sie den Kollegen zu sagen hatten. Martinez wirkte genervt. Offenbar hatten sich die gefesselten Hände herumgesprochen. So viel also zur Vertraulichkeit. Wilson hatte das Wort ergriffen. Für die Arbeit im Morddezernat war er mit schätzungsweise fünfzig Jahren schon ein älteres Semester. Er hatte dichtes schwarzes, grau meliertes Haar und ein energisches Kinn, das er in trotziger Abwehr in die Höhe reckte. Er trug einen konservativen blauen Anzug mit einer kleinen amerikanischen Flagge am Revers. In der sengenden Sonne und der

Hitze des Gefechts hatte er ein rotes Gesicht. Als ich in Hörweite war, sagte er: »Noch einmal! Ich gebe keine Einzelheiten bekannt. Es ist einfach unfassbar, ich meine« – er verstummte einen Moment und blickte in die Kameras –, »was kann denn ein solches Kind schon getan haben? So ein Teenager hat doch dasselbe Recht wie jeder andere auch, erwachsen und irgendwann alt zu werden! Ich hasse es einfach, wenn ich so etwas sehe. Das geht einem an die Nieren.« Und mit funkelndem Blick fügte er hinzu: »Nur euch lässt das offenbar kalt.«

An diesem Punkt schritt Martinez ein. »Komm, Phil, lass gut sein, gehen wir.« Er musterte mich mit einem grimmigen, fragenden Blick – *haben Sie geplaudert?* Ich schüttelte den Kopf, während ich Wilsons Worte festhielt.

Auch für die beiden ist das hier ihr Job, genauso wie für uns, dachte ich. Wo ist der Unterschied?

»Wir kaufen uns diesen Burschen«, sagte Wilson. »Damit er in seiner Zelle verreckt. Ich wünschte, wir hätten noch den Stuhl.«

»Phil, komm schon, das reicht.« Martinez saß bereits hinterm Lenkrad und warf den Motor an. »Fahren wir.«

»Na schön«, lenkte Wilson ein, und über die Schulter rief er den Medienleuten zu: »Es gibt heute noch eine Presseerklärung.« Dann setzte er sich neben Martinez und knallte die Tür zu. Es klang wie der Startschuss zu einem Rennen. So hektisch, wie sie auf den Plan getreten waren, packten die Fernsteams ihre Sachen und rauschten wieder ab. Porter wartete bereits im Wagen auf mich. Er hatte die Klimaanlage an.

»Heißer Tag für einen Mord«, sagte er. »Ach ja, ich würde gerne einen kleinen Umweg zur Parade machen, bevor wir zur Redaktion fahren, einverstanden?«

»Sicher, warum nicht.« Mit quietschenden Reifen kehrte er auf die Straße zurück.

»Der glorreiche 4. Juli«, sagte er. »Letztes Jahr hatten wir Watergate, das Jahr davor war Kriegsende, nächstes Jahr ist Zweihundertjahrfeier. Jede Menge George Washingtons, vermute ich mal. Und Transvestiten«, lachte er. »Wen juckt das schon?« Er überlegte einen Moment und setzte nach: »Die Pfadfinder wahrscheinlich. Als Kind bin ich bei der Parade mitmarschiert. Eigentlich nicht übel. Verbinde ich seitdem immer damit, dass richtig Sommer ist, das hat doch was.«

Ich dachte an meinen Onkel in seiner Uniform. Er sah darin so jung und stark aus. Mein Vater hatte ein gerahmtes Foto auf dem Schreibtisch stehen. Die rot-blaue Galauniform war so steif wie imposant, nicht nur ein Kleidungsstück, sondern ein Statement. Als Junge erfüllte mich der Anblick beinahe mit Ehrfurcht, als verleihe die Uniform dem Träger Tapferkeit, Männlichkeit und Stärke. Die Farben auf dem Bild lösten jedes Mal lebhaftere Gefühle bei mir aus. Im Geist hörte ich wieder die Musik zur Trauerfeier, bis ich begriff, dass die Scheibe heruntergekurbelt war und ich in Wirklichkeit die Marschkapelle mit den Trommlern und den Gleichschritt der Parade nur wenige Blocks entfernt hörte. Wir parkten den Wagen.

»Wenn wir versuchen, noch näher ranzufahren, stecken wir hinterher fest«, sagte Porter. »Los, komm, nur drei Blocks weiter geht eine bescheidene Parade die Main Street runter. Die größere kommt später, aber ich knipse lieber die High-school-Kids, sind irgendwie frischer als so 'ne erstklassige College-Marschkapelle.«

Einen Augenblick lang kam mir das Mädchen am dreizehnten Loch in den Sinn. Höchstwahrscheinlich hätte sie jetzt auf dem Bürgersteig gestanden und zugeschaut. Vielleicht

wäre sie auch mit jugendlichem Eifer mitmarschiert. Ich folgte Porter und den anschwellenden Klängen von »Stars and Stripes Forever« – keine Parade ohne Sousa ...

Die Zahl der Zuschauer am Straßenrand war eher spärlich, spendete aber umso enthusiastischer Applaus; es waren jede Menge kleine Kinder mit Ballons und Babys im Buggy dabei. Inzwischen spielte die Kapelle einen Hit, der in der Orchesterfassung kaum wiederzuerkennen war. Die Blasinstrumente blitzten in der Sonne, die Stiefelabsätze der Musikanten klackten im Takt auf dem Pflaster. Porter schlängelte sich durch die Zuschauerreihen auf die Straße. Ich beobachtete, wie er den Marschierenden geschickt auswich, mal zur Seite sprang, mal vorseilte und unablässig Fotos schoss. Während die Musik answoll und wieder abebbte, heftete sich mein Blick an eine Gruppe von Majoretten in der Mitte der Straße, deren silberne Stäbe so rasant in der Luft herumwirbelten, dass sie in der Sonne Lichtfunken sprühten. Die goldenen Uniformen der Mädchen schimmerten in der Sonne. Ich beobachtete ein Mädchen, das am Rand lief. Ihr Stab schien sich wie von selbst zu bewegen, und die Menge folgte ihrer Vorführung wie verzaubert. Sie brachte es fertig, einen Moment zurückzutreten und den Stab hoch in die Luft zu werfen, so dass er im Takt zur Marschmusik in den Himmel hinaufschoss und tanzte. Dann ging er nieder und trudelte dem Mädchen entgegen. Genau im richtigen Moment streckte sie die Hand danach aus.

Es schien, als hätte sie ihn gepackt, doch eigenwillig entwichte er ihr und wirbelte zu Boden. Für einen kurzen Moment fiel das Mädchen aus dem Takt, um ihn aufzuheben, und als wäre nichts geschehen, tanzte er eine Sekunde später wieder in ihrer Hand, doch die kleine Künstlerin hielt mit zusammengedrückten Lippen die Tränen zurück. Als sie sich

in die andere Richtung wandte, verlor ich sie aus dem Blick. Ich dachte wieder an das Mädchen am dreizehnten Grün. In dem Alter war alles anders. Ein heruntergefallener Stab rührte zu Tränen. Was noch? Ein verpatztes Date, ein unfreundliches Wort, eine nicht bestandene Prüfung. Keine Zeit für den Tod.

Ich lauschte den Trommeln, bis ich Porters Hand auf der Schulter spürte. »Hallo! Jemand zu Hause?«, fragte er schmunzelnd.